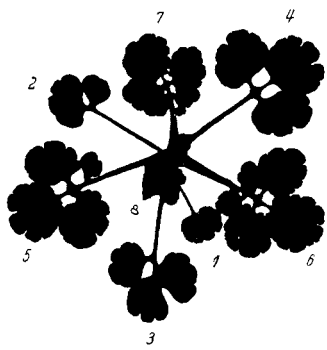
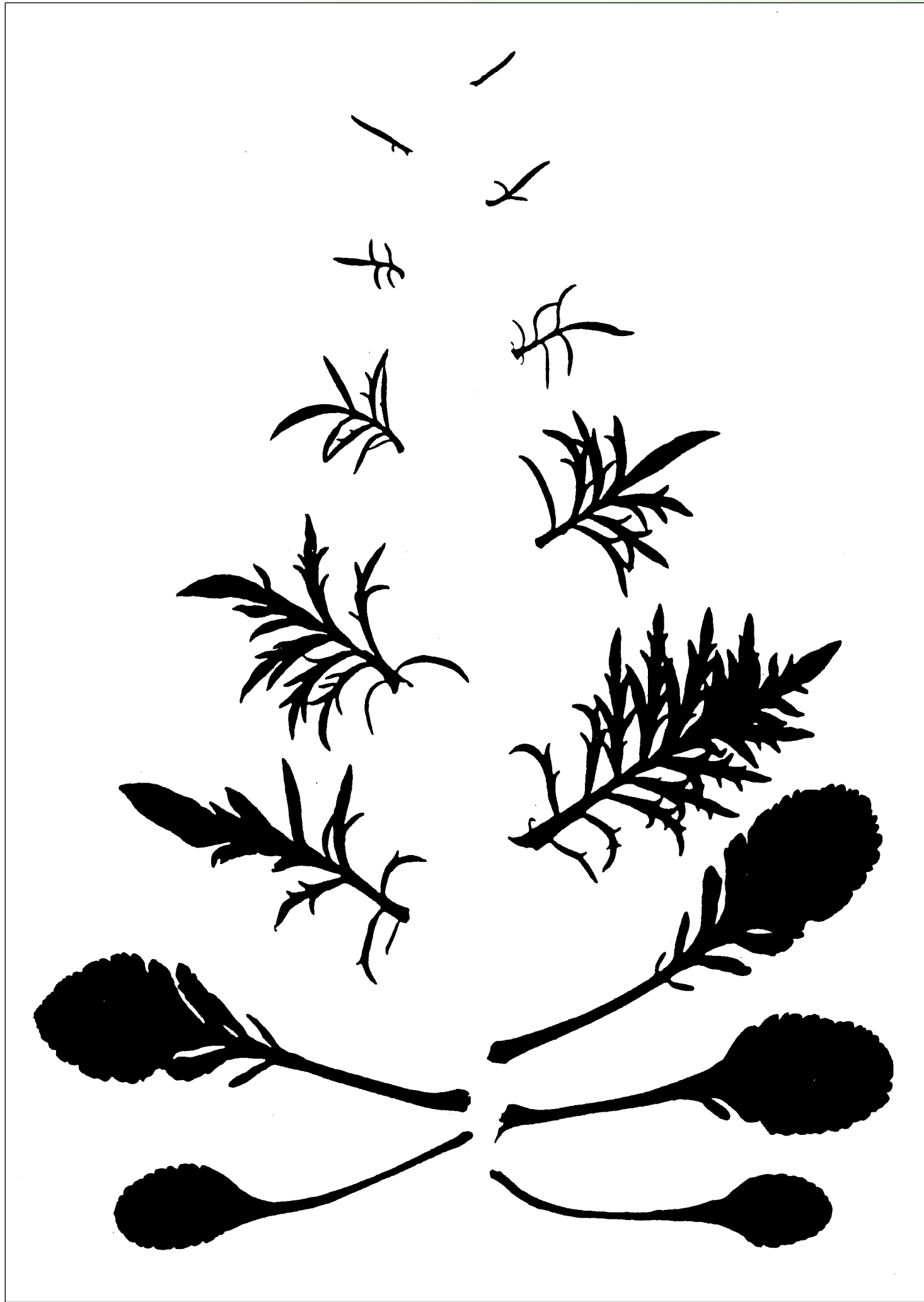




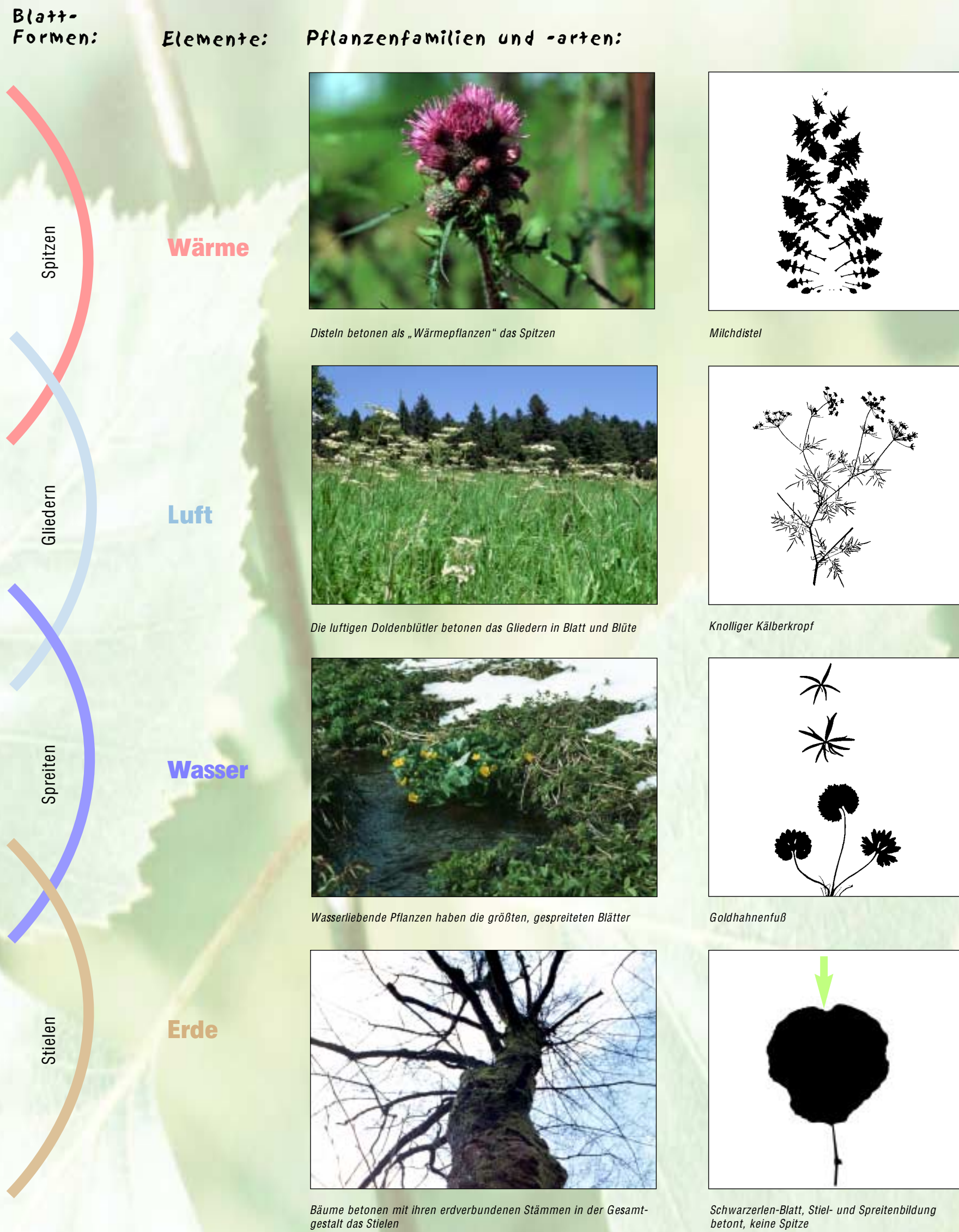
Metamorphose –

Gestaltwandel der Laubblätter

Gestaltwandel (Metamorphose) des Laubblattes:



Blätter der Taubenskabiose von unten nach oben am Stengel auseinandergelegt



Metamorphose im Murgtal von Nord nach Süd:



Moosbeere: In den sonnigen Mooren ziehen sich die vegetativen Blätter mit kleinen Spitzen zurück



Bärwurz auf mageren luftigen Hängen. Doldenblütlerart des oberen Murgtals mit feinsten Blattfiederung und starkem Aroma



Rote Pestwurz im unteren Murgtal: Pralle Vegetation der großen gespreiteten Blätter am Wasser



Schluchtwald – grüne vegetative Fülle. Spitzahorn: wenn sich das vegetative Blattgrün im Herbst zurückzieht, erscheinen Blütenfarben



Goethes „Metamorphose der Pflanze“

1780 berichtete Goethe während der *italienischen Reise* begeistert über seine botanischen Studien. Auf seinem Weg über die Alpen faszinierte ihn, wie sich mit dem Wandel der Landschaften auch die *Pflanzenformen* veränderten.

Auch hier im Murgtal ist – zwischen Nord und Süd – eine solche charakteristische Folge verschiedener Vegetationsformen zu beobachten und wir wollen – in Anknüpfung an Goethes Forschungen – nach dem „*geheimen Gesetz*“ suchen, welches der Vielfalt der Pflanzengestalten zugrunde liegt.

Die Urpflanze

Goethe schätzte seine botanischen Studien höher ein als seine Dichtkunst. In Sizilien, im botanischen Garten von Palermo, formulierte er die Idee der „*Urpflanze*“.

„Die *Urpflanze* ist etwas, um das mich die Welt bewundern wird“, schrieb er nach Weimar an Frau von Stein. Goethe hoffte mit der Idee der „Urpflanze“ ein allen Pflanzen *gemeinsames Bildungsprinzip* gefunden zu haben – einen „*Bauplan*“ nach dessen Muster sich aus einem *einfachen „Urgan“* die vielfältigen Pflanzen-gestalten und -organe bilden.

Das Blatt als Urgan

Als *einfaches Urgan*, das allen Pflanzen gemeinsam ist, sah Goethe das *Laub-Blatt* an: „Vorwärts und Rückwärts ist die Pflanze nur Blatt“. Spätere Botaniker bestätigten, dass scheinbar so verschiedene Pflanzenorgane wie die Staubblätter, die Fruchtblätter mit dem Samen und die farbigen Blütenblätter alle umgebildete Laubblätter sind.

Beim obenstehenden *Schattenriss einer Taubenskabiose* schauen wir zunächst auf die *Folge der Laubblätter am Stengel*. Auffallend ist in einer solchen Reihe die *Veränderung der Blatt-Form vom untersten zum obersten Blatt*. Zu dieser Blatt-Metamorphose (Formenwandel) hat eine neue Forschergeneration Goethes Ansatz weiterentwickelt.

Wie entsteht die Mannigfaltigkeit der Blattformen? Nach welchem Gesetz verändern die Blätter ihre Gestalt am Stengel einer Pflanze?

Die Blattmetamorphose

Im Schattenriss übereinandergelegt zeigen die *Laubblätter* eine ausgeprägte *Veränderung ihrer Gestalt* – man glaubt zunächst nicht, dass es Blätter derselben Pflanze sind. Betrachten wir diesen *Gestaltwandel* genauer, finden wir *vier Formelemente*, die in der Reihe der Blätter nacheinander besonders betont sind: „*Stielen, Spreiten, Gliedern* und *Spitzen*“.

1. „*Stielen*“ – Beim *untersten Blatt* erscheint zunächst nur der **Stiel** betont – er ist lang, kräftig, während die übrige Blattform noch ganz unausgebildet ist. Die Blattstiele verwachsen mit dem Stengel oder Stamm – die untersten Blätter liegen oft auf der Erde auf. Sie *verbinden die Pflanze mit der Erde* und transportieren die Nährstoffe aus der Wurzel.
2. „*Spreiten*“ – In der unteren Region *vergrößert* sich vor allem die **Blatt-Spreite** (= Fläche). Die großen Blätter beschatten den Boden unter den Pflanzen und halten so dort ein *feuchtes Milieu*.
3. „*Gliedern*“ – Bei mittleren bis oberen Blättern findet eine ausgeprägte **Gliederung, Teilung und Fiederung** in viele einzelne Zipfel statt, *die sich in die umgebende Lufthülle gliedern* und mit ihr spielen.
4. „*Spitzen*“ – Die *obersten Blätter* sind besonders der *Wärme* und dem *Licht* ausgesetzt - hier fällt die **Spitzenbildung** auf. Im Gegensatz zum untersten Blatt ist gar kein Stiel mehr vorhanden.

„**Stielen, Spreiten, Gliedern, Spitzen**“ – diese vier Formelemente bestimmen die konkrete Gestalt *eines Blattes*. Sie wirken nicht schematisch nebeneinander sondern *durchdringen* sich: Wenn eine Ausformung zunimmt, nimmt die andere ab.

Das offenbare Geheimnis – die Blattformen sind das Bild der Elemente

Die Pflanze wächst von der Erde zum Licht. Von unten nach oben gestaltet sich die Blattform unter dem Einfluss der Elemente: **Erde = Stielen, Wasser = Spreiten, Luft = Gliedern, Wärme = Spitzen**.

Die „*Erdverbundenheit*“ des *Stieles* ist charakterisiert durch seine Nähe zum Stamm und den Nährstofftransport aus der Wurzel. Das *Spreiten* findet im *feuchten Milieu* statt und erhält dieses. Mit den *gegliederten* und gefiederten Blättern öffnet sich die Pflanze dem *Luftraum* und unter dem Einfluss der *Wärme* zieht sie ihre obersten Blätter zu kleinen *Spitzen* zusammen. Dann treten die Laubblätter ganz zurück und *es erscheint die Blüte*. Pflanzenblüten sind mit ihren Farben und Düften ganz an Licht und Luft gebildet - hier

werden keine Nährstoffe aufgebaut und nicht assimiliert wie bei den Laubblättern. Während bei der „*unteren*“ Pflanze mit kräftigen Stielen, Stämmen, Wurzeln und mit massigen, gespreiteten Blättern die *vegetativen Stoff-Prozesse* vorherrschen, erscheint die „*obere*“ Pflanze dagegen differenziert geformt und individuell gestaltet – *besonders in der Blüte*.

Die Urpflanze

Die verschiedenen Pflanzen-Arten *vereinseitigen nun jeweils eines der vier Formelemente der Blattbildung, welches besonders hervortritt und gegenüber den anderen dominiert*:

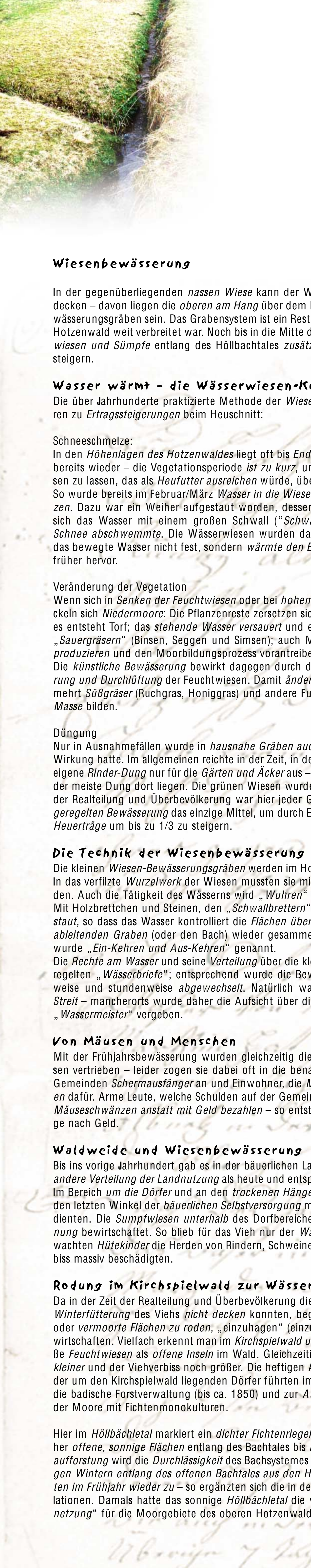
Das *Spitzen* ist z.B. bei *Disteln* und anderen *wärmeliebenden* Pflanzenarten betont – im *oberen Murgtal* findet sich im völlig offenen, allseitig besonnenen Moor die kleine Moosbeere mit ihren gespitzen Blättchen. Das *Gliedern* kennzeichnet besonders die *Doldenblütler* – sie fächern sogar ihre weißen Blütenstände in einen Schirm vieler Einzelblüten auf. Die Schirmblüten erheben sich in der Wiese in den Luftraum über das Niveau der Gräser. Doldenblütlerstengel sind oft hohl, sie nehmen die Luft in sich hinein und bilden besondere Aromastoffe (z.B. Kümmel, Fenchel, Anis, Liebstöckel etc.). Die am stärksten gefiederten Blätter finden sich bei der Bärwurz, die auf trockenem Magerrasen im oberen Murgtal wächst.

Das *Spreiten* findet sich vor allem bei *Wasserpflanzen*. Seerosen bilden die größten Blätter. Sumpfdotterblumen wachsen verbreitet entlang der Murg und im *unteren Murgtal* fallen am Ufer die massigen Blätter der *Pestwurz* auf.

Das *Stielen* steht schließlich als „*erdverbundene*“ *Stamm-bildung* bei den Holzgewächsen im Vordergrund. Der Stiel verholzt wie der Stamm – eine weitergehende Blattmetamorphose findet bei *Bäumen* nur angedeutet statt.

Pflanzengestalten im Murgtal

Der Gegensatz von *offenen, sonnigen und warmen Wiesen und Mooren im oberen Murgtal* zum *unteren schattigen, feuchten Felsental der Murg spiegelt sich in den Pflanzengestalten*. Im *oberen Murgtal* findet sich eine formenreiche Fülle von Blütenpflanzen, so z.B. der luftliebenden Doldenblütler – im *Felsental* dominieren dagegen die Fülle der Bäume (Wald) und am Ufer die großen lappigen Blätter der Wassernähe liebenden Pflanzen.



Die Wässerwiesen im Matzentann

Wiesenbewässerung

In der gegenüberliegenden *nassen Wiese* kann der Wanderer mehrere *kleine Wassergräben* entdecken – davon liegen die *oberen am Hang* über dem Niveau der Fläche: Es können also *keine* Entwässerungsgräben sein. Das Grabensystem ist ein Rest der ehemaligen *Wässerwiesenkultur*, die im Hotzenwald weit verbreitet war. Noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden die *Feuchtwiesen und Sümpfe* entlang des Höllbachtals *zusätzlich bewässert*, um dort den *Heuertrag* zu steigern.

Wasser wärmt – die Wässerwiesen-Kultur

Die über Jahrhunderte praktizierte Methode der *Wiesenbewässerung* führte durch mehrere Faktoren zu *Ertragssteigerungen* beim Heuschchnitt:

Schneeschnmelze:

In den *Höhenlagen des Hotzenwaldes* liegt oft bis *Ende April Schnee* und Ende Oktober schneit es bereits wieder – die Vegetationsperiode *ist zu kurz*, um auf den kargen Böden genug Gras wachsen zu lassen, das als *Heufutter ausreichen* würde, über den nächsten langen Winter zu kommen. So wurde bereits im Februar/März *Wasser in die Wiesen geleitet*, um *die Schneelagen abzuschmelzen*. Dazu war ein Weiher aufgestaut worden, dessen Staudamm schnell geöffnet wurde, damit sich das Wasser mit einem großen Schwall (“*Schwallweiher*“) in die Wiesen ergoss und den *Schnee abschwemmte*. Die Wässerwiesen wurden dann kontinuierlich *weiter überrieselt*, so fror das bewegte Wasser nicht fest, sondern *wärmte den Boden* und lockte die *erste grüne Vegetation* früher hervor.

Veränderung der Vegetation

Wenn sich in *Senken der Feuchtwiesen* oder bei *hohem Grundwasserstand Staunässe* bildet, entwickeln sich *Niedermoore*: Die Pflanzenreste zersetzen sich im Herbst nicht mehr vollständig, sondern es entsteht Torf; das *stehende Wasser versauert* und es wächst eine typische Moorvegetation aus „*Sauergräsern*“ (Binsen, Seggen und Simsen); auch Moose siedeln sich an, die zusätzliche *Säure produzieren* und den Moorbildungsprozess vorantreiben. Die *künstliche Bewässerung* bewirkt dagegen durch die kontinuierliche Berieselung eine *Entsauerung und Durchlüftung* der Feuchtwiesen. Damit *ändert sich auch die Vegetation* – es wachsen vermehrt *Süßgräser* (Ruchgras, Honiggras) und andere Futterpflanzen, die darüber hinaus auch *mehr Masse* bilden.

Düngung

Nur in Ausnahmefällen wurde in *hausnahe Gräben auch Gülle eingeleitet*, welche direkt düngende Wirkung hatte. Im allgemeinen reichte in der Zeit, in der es noch keinen Kunstdünger gab, der hofeigene *Rinder-Dung* nur für die *Gärten und Äcker* aus – da das Vieh überdies im Wald weidete, blieb der meiste Dung dort liegen. Die grünen Wiesen wurden nur *zur Heugewinnung* genutzt. In Zeiten der Realteilung und Überbevölkerung war hier jeder Grashalm von Wert, so bildete die Kunst der *geregelten Bewässerung* das einzige Mittel, um durch Erwärmung und Vegetationsverbesserung die *Heuerträge* um bis zu 1/3 zu steigern.

Die Technik der Wiesenbewässerung

Die kleinen *Wiesen-Bewässerungsgräben* werden im Hotzenwald „*Wuhre*“ oder „*Wühre*“ genannt. In das verfilzte *Wurzelwerk* der Wiesen mussten sie mit einer eigenen „*Wuhraxt*“ geschlagen werden. Auch die Tätigkeit des Wässerns wird „*Wuhren*“ genannt. Mit Holzbrettchen und Steinen, den „*Schwallbrettern*“ und „*Stellfallen*“ wurden die *Gräben angestaut*, so dass das Wasser kontrolliert die *Flächen überrieselte* – unten wurde es dann durch einen *ableitenden Graben* (oder den Bach) wieder gesammelt. Das Einleiten und Ausleiten des Wassers wurde „*Ein-Kehren und Aus-Kehren*“ genannt. Die *Rechte am Wasser* und seine *Verteilung* über die kleinen Wiesenparzellen im Realteilungsgebiet regelten „*Wässerbriefe*“; entsprechend wurde die Bewässerung zwischen den Eigentümern tageweise und stundenweise *abgewechselt*. Natürlich war die *Verteilungsfrage* Anlass zu *häufigem Streit* – mancherorts wurde daher die Aufsicht über die Bewässerung oder die Arbeit selbst einem „*Wassermeister*“ vergeben.

Von Mäusen und Menschen

Mit der Frühjahrsbewässerung wurden gleichzeitig die *Wühlmäuse* („Schermäuse“) aus den Wiesen vertrieben – leider zogen sie dabei oft in die benachbarten *Äcker und Gärten*. So stellten die Gemeinden *Schermausfänger* an und Einwohner, die *Mäuseschwänze* abliefern, bekamen *Prämien* dafür. Arme Leute, welche Schulden auf der Gemeinde hatten, konnten bzw. mussten diese *mit Mäuseschwänzen anstatt mit Geld bezahlen* – so entstand der Ausdruck „*Hast du Mäuse*“ als Frage nach Geld.

Waldweide und Wiesenbewässerung

Bis ins vorige Jahrhundert gab es in der bäuerlichen Landschaft des Hotzenwaldes eine vollständige *andere Verteilung der Landnutzung* als heute und entsprechend sah das *Landschaftsbild* anders aus: Im Bereich *um die Dörfer* und an den *trockenen Hängen* darüber lagen *Äcker und Felder*, die bis in den letzten Winkel der *bäuerlichen Selbstversorgung* mit Lebensmitteln (Roggen, Dinkel, Kohl, etc.) dienten. Die *Sumpfwiesen unterhalb* des Dorfbereiches wurden als *Wässerwiesen zur Heugewinnung* bewirtschaftet. So blieb für das Vieh nur der *Wald als Weide* übrig. Auf der *Waldweide* bewachten *Hüttekinder* die Herden von Rindern, Schweinen und Ziegen, welche die Wälder durch Verbiss massiv beschädigten.

Rodung im Kirchspielwald zur Wässerwiesengewinnung

Da in der Zeit der Realteilung und Überbevölkerung die alten *Wässerwiesen den Bedarf an Heu zur Winterfütterung* des Viehs *nicht decken* konnten, begannen viele Bauern im Wald Quellbereiche oder *vermoorte Flächen zu roden*, „einzuhagen“ (einzuzäunen) und als *neue Wässerwiesen* zu bewirtschaften. Vielfach erkennt man im *Kirchspielwald und Freiwald* auch heute noch kleine und große *Feuchtwiesen* als *offene Inseln* im Wald. Gleichzeitig wurde damit jedoch die *Waldweidefläche kleiner* und der Viehverbiss noch größer. Die heftigen Auseinandersetzungen zwischen den Bauern der um den Kirchspielwald liegenden Dörfer führten im Ergebnis zum *Verbot der Waldweide* durch die badische Forstverwaltung (bis ca. 1850) und zur *Aufforstung der zerstörten Wälder*, aber auch der Moore mit Fichtenmonokulturen.

Hier im *Höllbächletal* markiert ein *dichter Fichtenriegel* das Ende der oberen Wiesen, während früher *offene, sonnige Flächen* entlang des Bachtals bis *nach Hartschwand* reichten. Mit der *Fichtenaufforstung* wird die *Durchlässigkeit* des Bachsystemes gestört: Früher zogen sich *Tierarten in strengen Wintern entlang des offenen Bachtals aus den Höhenlagen nach Süden zurück und wanderten im Frühjahr wieder zu* – so ergänzten sich die in den Kältelöchern der Moore reduzierten Populationen. Damals hatte das sonnige *Höllbächletal* die wichtige ökologische Funktion der „*Südvernetzung*“ für die Mooregebiete des oberen Hotzenwaldes.



Das Leben beginnt am Wasser: Auf überschwemmten oder überrieselten, nassen Wiesenflächen schmelzen auch meterhohe Schneelagen wesentlich schneller ab. Diesen natürlichen Effekt nutzt die Wiesenbewässerung im Frühjahr.



Nach der Schneeschmelze zeigt die überrieselte nasse Wiese bereits neue kräftig-grüne Vegetation, während die benachbarten Flächen noch dürr und braun sind.



Wiesenbewässerung: Mittels der Durchrieselung wurde eine Entsauerung des Bodens erreicht. Statt Sauergräsern (links) wuchsen vermehrt Süßgräser (rechts).



In der Wässerwiese hier im Matzentann sind noch gut die alten Gräben (Wuhre) erkennbar. Sie wird von der Familie W. Stoll bewirtschaftet, die auch den Wässerbrief zur Verfügung gestellt hat.



Artenreiche Vegetation in feuchten Wiesen. Weiß = Berghahnenfuß, Lila = Storchschnabel, Gelb = Hahnenfuß



Auf nassen Flächen, die nicht mit dem Traktor befahrbar sind, ist das Austragen des Mähgutes das größte Problem. Früher wurden dazu „Bähren“ benutzt.

Wässerbrief von 1790 zur Bewässerung der Matzentann-Wiese



Augenschein Brief Zwischen: Fridlin Bähr, von Burg, Jacob Fromhertz von Hartschwand, Joseph Albüntz und Matheus Scheublin von Rotzingen betreff das Wasser an der Matzentann. Vom 19ten April 1790 Nro 870
Auf Befehl Eines Wohl Lobl. Königl. Erherzogli. Waldvogtelamts, haben wir End-Unterzeichnete Mathias Rüntzy alt Einigs Meister von Burg und Johan Fridlin Matten Vogt zu Strittmatt, der Augenschein wegen streitig Wässerung in der sogenannten Matzentann Matten entzwischen denen Matten Besitzer Fridlin Bähr von Burg, Jacob Fromhertz von Hartschwand, und Joseph Albüntz et Matheus Scheuble beide von Rotzingen vorgenommen und in ihrer Gegenwart friedlich und gültlich auf nachfolgendes aufgeteilt, und zwar
1tens
In des Friedlin Bähren Matten hat der Bähr das ganze Wasser von Martini bis Josephstag, von Josephstag bis Martini hat Jakob Frommhertz die halbe Zeit das Wasser ausgenommen 10 Tag nach Georgitag und 10 Tag vor Martini hat Josef Albüntz in des Fromhertzen Kehren das Wasser in dem oberen Wuhr, die übrige halbe Zeit gehört dem Bähr.
2tens
Was des Jakob Fromhertzen Matten anbelangt hat der Fromhertz das Wasser in dem Haupt Brunnen Wuhr vor halb dem gesetzten Mark- oder Wasserstein in 16 Tagen das ganze Wasser und Jahr hindurch 4 Tag, wie auch in dem unteren Hauptwuhr nach seinem Belieben zu nutzen und gebrauchen. Nach diesen bestimmten 4 Tagen hat Joseph Albüntz das Wasser in dem Brunnen Wuhr von dem gesetzten Mark- oder Wasserstein in denen bestimmten 16

Tagen 5 Tag zu nutzen und zu gebrauchen wie auch in des Frommhertzen Kehre der vordere Brunnen alleinig, die übrige 7 Tag hat der Matheus Scheublin das Wasser in dem Brunnen Wuhr wie auch in dem unteren Wuhr zu nutzen und gebrauchen. Was aber das untere Hauptwuhr anbelangt, hat Friedlin Bähr das Bründlin welches in seiner Matten unter den gesetzten Mark- oder Wasserstein entspringt von Georgi bis Martini jederzeit alleinig zu nutzen. Die übrige Zeit gehört es in die vordere drey Theil nach ihrer Kehre zu benutzen und dann auch in dem 3ten Wührlin in des Albüntzen Matten hat Matheus Scheublin im Frühjahr 17 Tag nach Georgi und in dem Spätjahr 14 Tag nach Martini anzurichten die übrige Zeit gehört es dem Albüntz alleinig zu. Letztlich was das mittlere Wuhr unter dem Stein in des Friedlin Bähren Matten anbelangt hat der Fromhertz das Wasser winterszeit von Maria Lichtmeß bis Georgitag in Sommer aber solle es bey der vorangesetzten Kehrin wie deutlich ausgesteinigt ist sein Verbleiben haben, und die Augenscheins Kösten miteinander zu vergüten haben. So geschehen Strittmatt den 19ten April 1790 weilen Matheus Scheublin dem Schreiben ohnerfahren ist so macht er ein Hantzeichen Mathias Rüntzin alter Einungsmeister in Burg H[an]ß Friedlin Matten Vogt zu Strittmatt
Das bekenne ich Fridlin Bähr von Burg wie obsteht
Das bekenne ich Jakob Frommhertz von Hartschwand wie obsteht
Das bekenne ich Joseph Albüntz von Rotzingen wie obsteht
Daß Vorstehendes ratifiziert und dem Kontraktenprotokoll fol 278 de Anno 1790 einverleibet worden sei, beurkundet Waldshut den 31 Xbris [Dezember] 1790 Kaiserl. Königl. Waldvogtelamt



Die abgebildeten Mäusearten gehören zur Gruppe der Wühlmäuse und sind Nagetiere. Die Kurzohrmaus ist eine Rarität – sie ist bundesweit stark gefährdet. Die anderen Arten kommen häufig vor.



Waldweide – Bis 1850 hier im Kirchspielwald üblich.



Alte Wässerwiesen im Matzentann. Der weiße Flor des Berghahnenfußes kennzeichnet Gräben und Bach. Das früher offene Tal wird heute nach Süden durch eine Fichtenaufforstung abgeriegelt.



Landnutzung um Ibach

– Früher und heute

Landnutzung um Ibach – Früher und heute

Das nebenstehende Bild zeigt den *Typus des Hotzenwalddorfes* und die Art und Weise der Landnutzung, wie sie früher um Ibach betrieben wurde:

Unterhalb der Häuser lagen in den nassen Talsenken die „*Wässerwiesen*“: Die Flächen waren von kleinen Bewässerungsgräben, den „*Wuhren*“ durchzogen, in die im Frühjahr (März) *Wasser eingelassen wurde*, um die hohen *Schneelagen abzuschmelzen*, den Boden zu erwärmen und durch die *Verlängerung der Vegetationsperiode* den Heuertrag zu erhöhen.

Oberhalb der Dörfer, an den trockenen Hängen lagen die *Felder und Äcker* hier wurde auch noch der entlegenste Winkel zum Anbau von Dinkel, Roggen, Kartoffeln und Kohl zur *bäuerlichen Selbstversorgung* genutzt. Auch Kleidung bzw. Stoffe wurden früher aus selbst angebautem Flachs, aus Nessel und aus Wolle hergestellt.

Waldweide und Allmendeweiden

Die *Berghöhen oberhalb des Dorfes* waren weitgehend bewaldet. Die *Wälder* wurden als *Wald-Weide* genutzt, da alle anderen Flächen der Heugewinnung (Wässerwiesen) oder als Äcker dienten. Der gesamte *Viehbestand* an Rindern, Ziegen und Schweinen wurde von „*Hütekindern*“ in die Wälder getrieben. Auf den Bergrücken oberhalb von Ibach, Ruchenschwand und Wittenschwand wurde dann der Wald z.T. gerodet, um gute Weideflächen zu erhalten. Diese Hochweiden standen als „*Allmende*“ im *Gemeinbesitz*. Während im 18. Jahrhundert meistens die „*Allmenden*“ aufgelöst und privatisiert wurden, blieben sie in Ibach im *Besitz der Gemeinde*. Dadurch wurde verhindert, dass einzelne private Parzellen evtl. aufgeforstet wurden – stattdessen ist hier die charakteristische, schöne und sonnige *Weidelandschaft der Höhenlagen* erhalten geblieben.

Die Rodungs- und Siedlungszeit

Die Namen des Naturschutzgebietes „*Kohlhütte-Lampenschweine*“ und der Nachbarorte *Ruchenschwand* und *Wittenschwand* erinnern noch an die schwere *Rodungszeit*:

Die Wälder wurden zunächst gerodet, um das notwendige *Kohlholz* für die *Eisenhütten* (*Schmelz- und Hammerwerke*) in den Rheinstädten (Wehr, Murg, Säckingen, Laufenburg, Albruck) zu erhalten. Zur Herstellung von 1 Tonne Eisen benötigte man 80 m³ Holz. Der Name „*Kohlhütte*“ deutet auf die früher intensiv betriebene Köhlerei hin – überall in den Wäldern findet man noch die schwarzen Ringe der alten Kohlenmeiler. In *Lindau* und am *Südende des Ibacher Moores* waren „*Klusenteiche*“ aufgestaut, mit deren Wasser geschnittenes Holz („*Scheitholz*“) die Alb hinunter bis zum *Eisenwerk Albruck geschwemmt* wurde; dieses Holz wurde dort verkohlt.

Die *Ortsnamen auf –Schwand* erinnern an die Technik, welche die ersten Siedler bei der Rodung anwendeten: An den Baumstämmen wurden ringsum *Rindenstreifen abgeschnitten*, so dass die Bäume abstarben und ihr *Laub fallen ließen*. Zwischen die noch stehenden Bäume wurde *das erste Korn gesät*, um am Siedlungsbeginn überleben zu können. Erst die *zweite Siedlergeneration* hatte Zeit und die Mittel, die Holzvorräte zu verbrauchen, die *Baumstubben* aus dem Boden zu ziehen und „*ordentliche*“, *gepflügte Äcker* anzulegen. Der Name „*Lampenschweine*“ kommt ebenfalls ursprünglich von „*schwenden oder schweineln*“ = den Wald mittels Baumringelung zum Schwinden zu bringen (Ruchenschwand = raue-, Wittenschwand = weite Schwände).

Während in *Oberibach vom Kloster St. Blasien* mit *leibeigenen* Bauern und Mönchen gerodet wurde, *hieß Unteribach* früher Neuenzell. Hier haben die Ritter von Tiefenstein (Albtal) die Bauern frei gelassen, wenn sie die Mühe auf sich nahmen, auf den kargen und rauen Höhen zu roden und zu siedeln (Freibauerengebiet).

So bestand Ibach früher aus 2 *völlig getrennten Dörfern*, die einmal als *Ibach (Oberibach)* zum *Zwing und Bann St. Blasien*, zum andern als *Neuenzell (Unteribach)* zur „*Einung der Freibauern*“ gehörten. Dies spiegelt sich noch im *heutigen Dorftypus* und im *Landschaftsbild*: Schaut man das Tal hinunter, so erscheint die *Gliederung in Wald* (mit Allmendeweide), *Hangwiesen* (früher Äcker) und *Talwiesen* (früher bewässert) in der Abfolge *zweimal*. Diese Besonderheit prägt die großzügige offene Landschaft um Ibach.

Wandel der Landnutzung vom Milchvieh zum Weiderind

In den 60er Jahren wurden die Felder und Äcker in den hochgelegenen Hotzenwalddörfern aufgegeben. Während Deutschland ebenso wie Gesamteuropa bis in die 60er-Jahre *Nahrungsmittel importieren* musste, war 1972 *europaweit die Autarkie bei landwirtschaftlichen Produkten erreicht*. Nun begann die Periode der *Überproduktion* (Milchsee, Butterberg) und bei übersättigtem Markt folgte *Preisverfall und das Höfesterben*.

Heute ist die *Milcherzeugung kontingentiert* und die meisten Landwirte halten statt Milchkühen jetzt *Weiderinder* zur Fleischproduktion. Rund um Ibach sieht man zahlreiche *Rinderrassen*: das einheimische kleine *Hinterwälderrind*, welches besonders für Hanglagen geeignet ist; dazu die größeren Vorderwälder, schottische Highlands, weiße schwedische Fjellrinder, Galloways, Charolais und den rückgezüchteten Auerochsentyp. Viele Höfe in Ibach zeichnen sich dadurch aus, dass *Weiderinder und Mutterkuhhaltung nach Richtlinien des Ökologischen Landbaus* betrieben werden. Die Tierhaltung wird entsprechend *kontrolliert* und die Betriebe erhalten ein *Gütesiegel*, das man oft an den Höfen sieht.

Aufforstung

Viele alte Weidfelder und Wässerwiesen sind *aufgeforstet* worden – leider meist mit *dunklen Fichtenmonokulturen*. Die *wirtschaftlich unrentablen* Moore und Magerrasen sind *ökologisch die wertvollsten* Flächen, so dass man sich heute wieder bemüht, sie teilweise auszustocken und als Biotope zu erhalten.

Da der *Viehbesatz* auf den Allmendeweiden zu *gering ist*, muss auch hier von Hand mit Ausstockungen nachgeholfen werden, um die offene Landschaft zu erhalten. Ökologisch *besonders wertvoll* ist die „*Halboffene Weidelandschaft*“ mit ihren vielen Biotopen wie Hecken, Gehölzen, Steinriegeln, Büschen und Baumgruppen. *Leider fällt diese Landschaftsform aus den Förderrichtlinien heraus*. Dort gilt nur „schwarz oder weiß“: es ist *entweder Grünland oder es ist Wald*, wenn dort Holz wächst... Man glaubt gar nicht, wie schwierig es ist, die *Bürokratie* davon zu überzeugen, dass diese „*gemischten Flächen*“ besonders förderungswürdig wären.

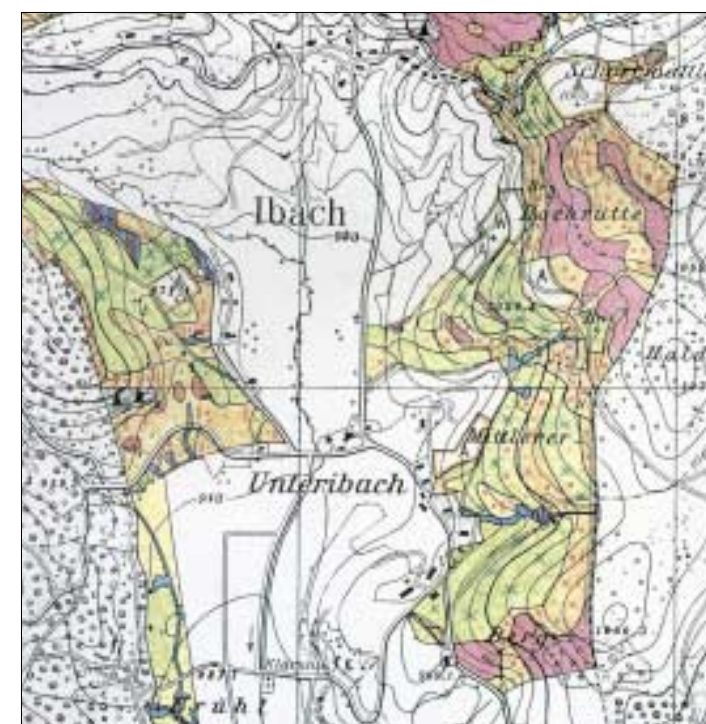
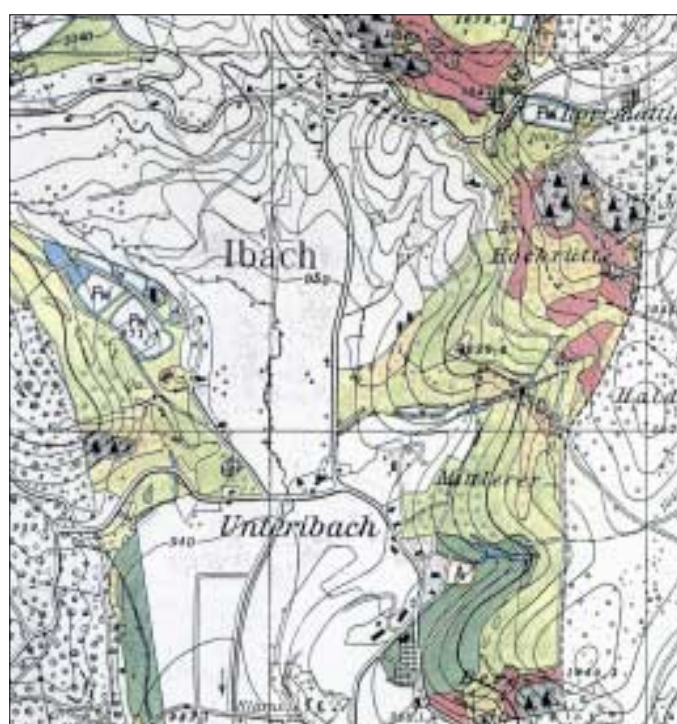
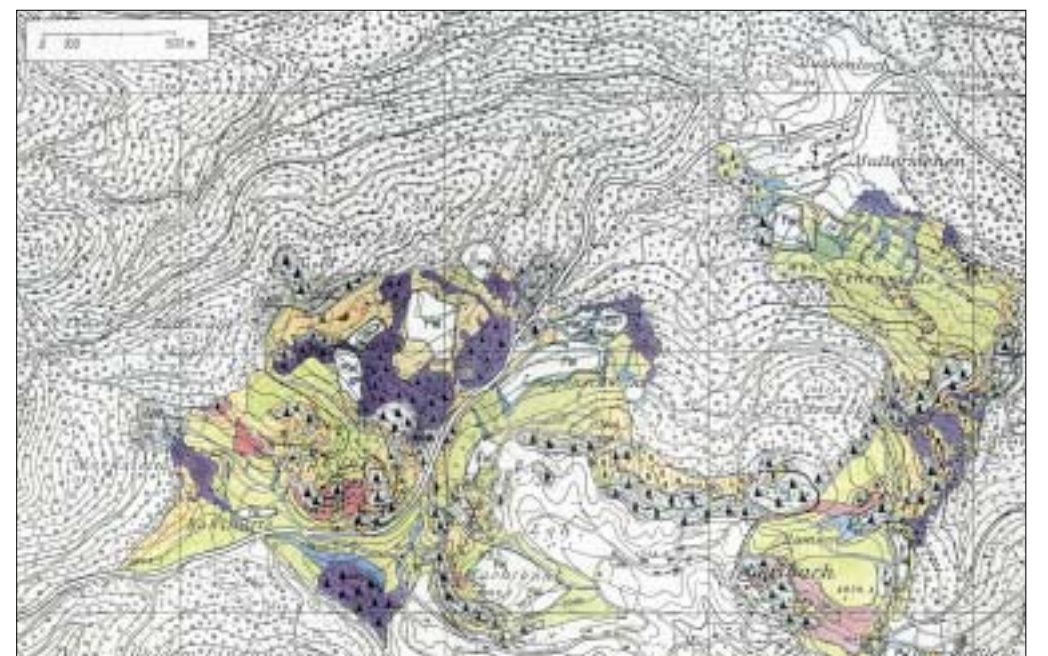
Bei Fertigstellung dieser Tafel war es noch nicht sicher, dass die Bemühungen von Landwirtschaft, Gemeinde, Naturschutzbehörde und Forst um die Förderung der „*halboffenen Weidelandschaft*“ erfolgreich waren. Gerade diesen besonders schönen und ökologisch reichhaltigen *Landschaftstyp sollten die Bauern auch weiterhin erhalten können*.

Rodungs- und Siedlungszeit:
Offenlandarten wandern mit den Menschen ein.



Bäuerliche Kulturlandschaft
– Oberland: Wald u. Weide
Äcker u. Felder
– Dorfbereich
– Unterland: Wässerwiesen

Bild: E. Baumgartner,
Atelier Gelber Fleck, Todtmoos



Wandel der Landnutzung

Auf den obenstehenden Karten wird die *Landnutzung um 1957* mit dem Zustand von 1987 verglichen.

Auffallend ist die *Aufgabe der Äcker und der Felderwirtschaft*. Die Selbstversorgung mit Getreide und Kartoffel endet, als es in den 50er-Jahren billiger wird, Lebensmittel einzukaufen anstatt sie anzubauen.

Die *Äcker und Felder* um die Dörfer wurden in *fette Wiesen* verwandelt. *Kunstdünger und Gällewirtschaft* steigerten die *Heuerträge* – die *Viehhaltung* vergrößerte sich, zunächst als *Milchviehwirtschaft*. In ähnlicher Weise wurden auch die *Wässerwiesen trocken gelegt* und in Fettwiesen verwandelt.

Früher blieben sowohl die nassen Wiesen als auch die mageren Rasen ungedüngt, so dass sich hier ein *großer Artenreichtum* an Blumen, Gräsern und Tieren bilden und erhalten konnte, während gedüngte Fettwiesen schon im Anblick monoton und artenarm erscheinen.

Verzichten die Landwirte heute auf Düngung und legen ihre *Mähtermine später*, so dass sich die Blumen aussamen können) werden *Förderprämien* gezahlt. Besonders aufwändig ist die *Pflege der Feuchtbiotope*, die z.T. von den ehemaligen Wässerwiesen übrig geblieben sind. Hier muss das Mähgut mit *Hand* ausgelesen werden, damit die Flächen *mager* bleiben – je mager desto größer bleibt die *Artenvielfalt* in dieser alten bäuerlichen Kulturlandschaft erhalten.



Getreidegarben im Schnee - bereits im September



Historische Landnutzung in Wittenschwand: 1 = Waldweide, 2 = Im Hangbereich Äcker und Felder, 3 = Wiesenbewässerung mit Gräben (Wuhren)



Pflügen mit Rindern – für Pferdehaltung war man zu arm.



Das fette, gedüngte Intensivgrünland ist artenarm. Es enthält hier v.a. rötlich schimmernden Amperfer.



Schulklassen helfen Landwirten bei der Offenhaltung der Landschaft.



Alte Schwarzwaldrasse: Hinterwälder Rind. Foto: Maus.